

The Cambridge History of English Literature.

Mitten im Krieg ist in England ein mächtiges wissenschaftliches Werk zum glücklichen Abschluß gelangt, dessen Erscheinen auch von der deutschen Gelehrtenwelt mit Freuden begrüßt wird: die große Geschichte der englischen Literatur, die sich nach dem Sitz der Schriftleitung und dem Erscheinungsort *The Cambridge History of English Literature* betitelt.

Von den 14 stattlichen Bänden des Gesamtwerkes wurden die 10 ersten in diesen Blättern bereits besprochen¹. Band XI erschien unmittelbar vor Ausbruch des Krieges (mit Vorrede vom Juni 1914), kam jedoch offenbar erst geraume Zeit später in den Buchhandel und blieb daher uns in Deutschland zunächst ebenso unzugänglich wie die weiteren drei Bände, die 1915 und 1916 die Presse verließen. Erst vor etwas über einem Vierteljahr konnte die Schriftleitung der „*Stimmen der Zeit*“ die noch fehlenden vier Bände unter den „*Eingefandten Schriften*“ vermerken².

Wie bekannt, ist diese umfangreichste unter allen bisherigen Gesamtdarstellungen der englischen Literatur nicht das Werk eines einzelnen Mannes, sondern das Ergebnis des zielbewußten Zusammenwirkens einer ganzen Reihe von hervorragenden englischen (auch amerikanischen und skandinavischen) Literaturhistorikern und selbst einiger gelehrten Vertreter aus andern Fakultäten. Als einigende Momente sollten sich nach Absicht der Gründer und Leiter des Unternehmens die gewissenhafte wissenschaftliche Objektivität und dann auch die den meisten Mitarbeitern gemeinsame englische Grundauffassung erweisen, während die Unebenheiten und kleineren Widersprüche im einzelnen durch die beiden Hauptleiter Sir A. W. Ward und A. R. Waller soweit möglich ausgeglichen wurden. Jetzt nach Abschluß des Ganzen wird man gerne zugeben, daß die einzelnen Kapitel, von denen fast jedes

¹ Bgl. Band 76 (1909) 586, Bb. 83 (1912) 193—196, Bb. 90 (1916) 410—412.

² *The Cambridge History of English Literature*. Edited by Sir A. W. Ward, Litt. D., F. B. A., Master of Peterhouse, and A. R. Waller, M. A., Peterhouse. 8° Cambridge, University Press. Vol. XI (XIV u. 524 S.) 1914, Sh. 18.—; Vol. XII (XII u. 566 S.) 1915, Sh. 20.—; Vol. XIII (XII u. 612 S.) 1916, Sh. 20.—; Vol. XIV (XII u. 658 S.) 1916, Sh. 20.—

von einem andern Verfasser herrührt, recht gut ineinander greifen, und daß selbst in bezug auf Stil, Sprache und literarkritische Auffassung keine allzu auffälligen Lücken, Verschiedenheiten und Widersprüche sich störend bemerklich machen. Von einem Meisterwerk aus einem Guß, wie es uns in deutscher Sprache seiner Zeit ten Brink über die englische Literatur schenkte, kann natürlich hier nicht die Rede sein, aber was ein wohldurchdachter, einheitlich entworfener Plan, ein gleichgerichtetes nationales Streben der einzelnen Mitarbeiter und endlich eine kluge umsichtige Oberleitung trotz allen individuellen Charaktereigentümlichkeiten und verschiedenartigen ästhetischen Ansichten der Verfasser schließlich zustande bringen, das beweist die Cambridge History of English Literature. Um auch das zum voraus zu bemerken, die ausgesprochen englische Grundrichtung der meisten dieser Essays über Abschnitte und Einzelerrscheinungen der vaterländischen Literaturgeschichte hat die Verfasser selbst mitten in der Aufregung des Weltkrieges erfreulicherweise nicht zu unsachlichen, engherzigen und ungerechten Ausfällen gegen deutsche Dichter und Denker verleitet und hat sie auch in keiner Weise davon abgehalten, die vielfachen zum Teil ungemein großen und nachhaltigen Einflüsse, die das englische Geistesleben von Deutschland her empfangt, offen und, wo es am Platze war oder doch zu sein schien, dankbar anzuerkennen. Nur ganz vereinzelt begegnen wir der einen oder andern etwas unfreundlich geratenen Phrase oder Redewendung, die man vielleicht als Ausfluß der Kriegshysterie zu betrachten hat. Die Namen der von Anfang an nicht zahlreichen kontinentalen Mitarbeiter fehlen freilich in diesen letzten Bänden fast ganz.

Der Begriff „Literatur“ wird hier ähnlich wie schon von Friedrich Schlegel im weiteren Sinne gefaßt: als das geistige Band, das die Völker untereinander verbindet, als Inbegriff und Ausdruck fast des gesamten geistigen Lebens. Die Cambridge History zieht den Rahmen sogar noch weiter und umfaßt überhaupt die Geisteserzeugnisse auf allen Gebieten des Wissens und Könnens, insofern sie auch literarisch in Erscheinung getreten sind. Es steht daher ganz im Einklang mit dieser Betrachtungsweise, wenn Band XI, der die englische Literaturgeschichte zur Zeit der französischen Revolution behandelt, mit einem vorzüglich gearbeiteten Aufsatz über Edmund Burke aus der Feder von Herbert J. C. Grierson, Professor an der Universität Aberdeen, beginnt. Nach Grierson ist Burke der größte unter den englischen Rednern, wenn man die Größe nicht nach dem unmittelbaren äußern Erfolg, sondern nach der Dauerhaftigkeit und weit-

reichenden Kraft dieses Erfolges mißt. Und ebenso ist er einer der tiefsten, weitestblickenden politischen Denker. Burke war ein protestantischer Ire, der aber bis zu seinem Tode bei jeder sich anbietenden Gelegenheit mit dem ganzen Gewicht eines gewaltigen Ansehens und außerordentlicher Geistesgaben für die Rechte seiner unterdrückten katholischen Mitbürger schlagfertig, furchtlos und temperamentvoll in die Schranken trat. Die gleiche Unerblichkeit und von der öffentlichen Meinung unbeeinflusste Auffassung bewies er in der Frage der englischen Kolonien in Amerika, die sich infolge der verfehlten Politik der Regierung vom Mutterlande lösten, im Kampf gegen die Umsturzideen der französischen Revolution und vorzüglich in der erbitterten Fehde, die er gegen das gewalttätige Regiment des englischen Gouverneurs in Indien, Warren Hastings, führte. Als philosophisch-politischer Schriftsteller war Burke ein Hauptvertreter der christlichen, konservativ gerichteten Staatsidee.

Der Essay über Burke ist der Bedeutung des Mannes entsprechend ziemlich umfangreich und umfaßt starke 30 Seiten. Über den großen Geistesführer dürfen indes nach den im Vorwort zum ersten Band niedergelegten Richtlinien auch die kleineren literarischen Erscheinungen durchaus nicht übersehen werden, weil nur eine möglichst lückenlose Würdigung aller Phasen der englischen Literaturgeschichte eine zusammenhängende Gesamtdarstellung ermöglicht. Es sind aber immer noch meist sehr bedeutende Männer, die gleich im folgenden Kapitel (*Political writers and speakers*) gewürdigt werden, neben einigen weniger bekannten Namen auch Fox, der jüngere Pitt, die beiden Irländer Richard Brinsley Sheridan und Henry Grattan. — Von den politischen Schriftstellern und Rednern zu Jeremy Bentham und den übrigen Vertretern der älteren utilitaristischen Wirtschaftstheorie: Étienne Dumont, Sir Samuel Romilly, James Mill, Arthur Young, Thomas Robert Malthus und Dugald Stewart, ist die Verbindung von selbst gegeben; denn diese radikalen Nationalökonomten haben in der innern Politik zeitweilig eine gewichtige Rolle gespielt und im Todesjahre ihres Führers Bentham für die vielerörterte Reformbill von 1832 Gesezskraft errungen.

Erst mit dem vierten Kapitel kommen wir zu den Dichtern und den Literaten im engeren Sinne, zunächst zu William Cowper, dessen Poesien, Übersetzungen und lebenssprühende Briefe von dem Oxfordter Literaturhistoriker Harold Child in form schöner Darstellung als die Anzeichen einer neuen literarischen Epoche gedeutet werden. Cowper gilt als Vorläufer William

Wordsworths, des großen Lobredners von Natur, kulturfreier Ungebundenheit und des von äußeren Eindrücken möglichst unberührten Innenlebens, der einen ungewöhnlichen, nachhaltigen, dem Ausländer kaum verständlichen Einfluß auf das englische Geistesleben bis tief hinein ins 19. Jahrhundert ausübte, eine Einwirkung, die heute noch, obwohl abgeschwächt, in der Literatur anhält. Vielfach werden Wordsworth und Samuel Taylor Coleridge, die markantesten Dichter der sog. Seeschule, dann auch die ihnen verwandten George Crabbe und Robert Southey, mit denen sich die weiteren vier Kapitel befassen, bereits zu den Romantikern gerechnet, aber Émile Legouis, Professor der englischen Sprache an der Sorbonne, weist, wie mir scheint richtiger, vor allem auf die innern Verührungspunkte hin, die zwischen Wordsworth und Rousseau zweifellos bestehen. Er sieht in dem Lebenswerk des englischen Dichters nur eine, unter Burkes Einfluß etwas aus ihrer ursprünglichen Richtung gebrachte Fortsetzung von Rousseaus Lebens- und Kunstanschauungen, eine dem englischen Charakter angepasste Verpflanzung von kontinentalen Ideen nach Großbritannien. Freilich ist es mehr der junge, revolutionäre oder doch für die französischen Umsturzideen schwärmende Wordsworth, als der alte, bedächtige, umständliche, zum Anwalt der historisch gewordenen englischen Staatseinrichtungen bekehrte Dichter, der als eine Art englischer Doppelgänger Rousseaus in Frage kommt. Im übrigen wird es einem Nichtengländer schwer, die überaus hohe Verehrung zu verstehen, geschweige denn zu teilen, die man auch heute noch im Vereinigten Königreich für die, wie uns vorkommt, wechselarme, eintönige Art von Wordsworths Poesien hegt.

Daß Wordsworth, noch mehr Coleridge auch einige unzweifelhaft romantische Züge aufweist, soll nicht geleugnet werden, aber der Liverpoolscher Rektor J. P. R. Wallis dürfte doch wohl die heutige Auffassung in England über die literarischen Strömungen zur Zeit der französischen Revolution wiedergeben, wenn er den im Ausland nicht sehr beachteten, mit der Seeschule nur in loser Verbindung stehenden Dichter und Maler William Blake (1757—1827) als den ersten deutlich in die Erscheinung tretenden Romantiker bezeichnet, der in seinen visionären Poesien und Radierungen die dichterische Art eines Shelley vorwegnimmt, während er selbst infolge seines menschenfeindlichen Wesens nur geringen Einfluß auf die zeitgenössische Literatur und Kunst auszuüben vermochte. Auch der Schotte Robert Burns und einige seiner literarisch hervortretenden Landsleute aus dieser Zeit offenbaren bereits starke Hinneigung zum aufgehenden Gestirn der Romantik. Andererseits betont E. F. Henderson gleich in den ersten Sätzen seines um-

fangreichen Essays über den schottischen Dichtersfürsten, daß Burns eigentlich eine Anomalie in der englischen Literatur darstelle, daß er sich in keine der bekannten Dichtergruppen einreihen lasse, daß er abgesondert von den andern auf sich selbst gestellt in kraftvoller Individualität dastehe. Das ist ja nun wohl etwas zuviel gesagt; es sei denn, daß man die unverfälschte schottische Eigenart vom Standpunkte des Engländer's überhaupt als Anomalie empfindet, aber daß Burns sich zu keiner Dichterschule bekannte, ist richtig, und auch weiter wird man Henderson beipflichten, wenn er sagt, daß durch die bekanntlich gewaltsame Einführung des Protestantismus in Schottland auf anderthalb Jahrhunderte jede kraftvolle Regung der poetischen Sangeslust unterbunden ward. In Wirklichkeit hat Burns die lange verschollenen Überlieferungen der mittelalterlichen schottischen Dichterschulen wieder aufgenommen, und es ist begreiflich, daß er seinen englischen Zeitgenossen und noch den Späteren als Anomalie erscheinen mußte. Er vollzog aber damit nur, was auch die deutsche Romantik, allerdings mehr zielbewußt und in edlerer Weise, durchführte: die Rückkehr zu den halbverschütteten Lebensquellen der Poesie, zu den vaterländischen, zum Teil auch religiösen Motiven und Idealen.

Nach diesen Charakteristiken einzelner großer Dichter und ganzer Gruppen von kleineren Poeten folgen eine zusammenfassende, von ungewöhnlicher Stoffbeherrschung zeugende Studie, betitelt „Die Prosodie des 18. Jahrhunderts“ von Professor George Saintsbury, ein verhältnismäßig kurzer, aber gediegener Aufsatz des Londoner Lektors Harold B. Houth über das englische Drama des ausgehenden 18. Jahrhunderts, dessen hauptsächlichste Vertreter Richard Cumberland, Oliver Goldsmith, Sheridan, Hannah More, Thomas Holcroft und andere hier eine maßvolle, wohlbegründete Würdigung finden, und endlich eine weitere, zumeist kritisch gehaltene Arbeit Saintsbury's, die den Leser mit dem Wachstum und der zunehmenden Bedeutung des Romans bekannt macht und ihm die berühmtesten Romanschriftsteller und Novellisten von Thomas Amory bis Thomas Love Peacock nicht ohne gelegentliche Regungen von Humor und feiner Satire vor Augen führt.

Ganz besonderes Interesse beanspruchen die drei letzten Kapitel des Bandes, da sie Gegenstände in geschlossener Darstellung behandeln, über die man in den meisten Literaturgeschichtsbüchern kaum die eine oder andere Zeile findet. Da bespricht zunächst der Cambridger Bibliothekar H. G. Aldis die Büchererzeugung und Bücherverbreitung während der Periode 1625—1800 in England, Schottland, Irland aus-

führlieh und unter Herbeiziehung einer Fülle von Quellenmaterial und geschichtlichen Zeugnissen aller Art. Eine sehr verdienstliche Arbeit, für die ihm jeder Bibliograph dankbar sein wird. Dann untersucht seine Frau Mrs. H. G. Aldis etwas wortreich und umständlich, aber immer Interesse erweckend, den im 19. Jahrhundert und selbst bis in unsere Tage vielumstrittenen Ursprung der sonderbaren Bezeichnung Blue stockings (Blaustrümpfe), die im 18. Jahrhundert aufkam und die man später schriftstellernden oder überhaupt schöngeistig angelegten Damen beilegte. Der Name wurde anfänglich von der gefeierten, in London verheirateten Irländerin Mrs. Elisabeth Vesey dem jungen Benjamin Stillingfleet, einem Botaniker, Poeten, Philosophen und verachteten Genie gegenüber zuerst gebraucht, als sich der jugendliche Abenteurer in ziemlich verwahrlostem Zustand und in auffallenden blauen Strümpfen zu den literarischen Zusammenkünften einfand, die Mrs. Vesey in ihrem Londoner Salon zu veranstalten pflegte. Die freundliche Irländerin hatte dem von den anwesenden hohen Gästen mit begreiflichem Mißtrauen empfangenen und darum etwas verschüchterten Literaten bei der ersten Begrüßung die ermunternden Worte zugerufen: Don't mind dress. Come in your blue stockings. (Machen Sie sich keine Sorge wegen der Kleidung. Kommen Sie in Ihren blauen Strümpfen.) Das Wort war bald in allen Kreisen der vornehmen Londoner Welt bekannt, und der Name „Blaustrümpfe“ wurde schon bald für die literarischen Zirkel bei Mrs. Vesey selbst, dann für die schöngeistigen Kränzchen, wo die Damen den Ton angaben, überhaupt eine stehende Bezeichnung. Ganz besonders war das kurze Zeit später der Fall, als eine Freundin von Mrs. Vesey, die hochgebildete, glänzende Salonblwin Mrs. Montagu, ihr Haus in Hill Street von 1748 an zum Sammelplatz aller geistigen Größen und sonstigen Berühmtheiten der englischen Hauptstadt machte. Hier herrschte die Montagu als „Königin der Blauen“ und „Patronin der Literatur“ noch viele Jahrzehnte, und auch lange nach dem Tode ihres Mannes, unumschränkt, bewundert und besungen von Dichtern und Schöngeistern, aber doch auch geliebt von den Armen, denen sie aus ihrem großen Vermögen mit voller Hand milde Gaben spendete. Selbst als Schriftstellerin trat sie mit Erfolg auf und verteidigte voll Wärme und Feuer den englischen Nationaldichter Shakespeare gegen die verständnislosen und hinterlistigen Angriffe von seiten Voltaires. Neben Mrs. Montagu gelten als die bedeutendsten schriftstellerisch tätigen „Bluestockings“ die sprachkundige Elisabeth Carter, die Dichterin

Hannah More, das stärkste poetische Talent des Kreises, und die anmutige Biographin der „Blaustrümpfe“, Fanny Burney. — An die Abhandlung über die Bluestockings schließt sich das Kapitel Children's Books (Kinderbücher) von Harvey Darton an, das uns mit der literarischen Kinderkost des 18. Jahrhunderts bekannt macht und dem Pädagogen von Fach manche nützliche Erkenntnis vermitteln dürfte.

Die Bände XII—XIV umfassen die ganze englische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Eine Übersfülle von Stoff ist darin verarbeitet, der hier nur durch einige Stichworte, zum Teil Überschriften der einzelnen Kapitel, angedeutet werden kann: Walter Scott, Byron, Shelley, Keats, die vier großen Dichter aus der Blütezeit der englischen Romantik, die indes nicht alle gleichmäßig als Romantiker zu betrachten sind, dann im weiteren Abstände, aber in manchen ihrer Werke mit ausgesprochen romantischer Grundrichtung Samuel Rogers, Thomas Campbell, Thomas Moore und andere. — Die Edinburgh und die Quarterly Review, New Monthly und Fraser's Magazine. — Die Dichter, die man vielleicht als Spätromantiker bezeichnen könnte, die jedenfalls von den großen führenden Geistern Motive und Anregungen empfangen: William Hazlitt, Charles Lamb, die beiden Vandor, Leigh Hunt, De Quincey, die mehr naturalistische Romanschriftstellerin Jane Austen und eine lange Reihe ihrer weniger erfolgreichen Kollegen und Kolleginnen auf dem gerade im England des 19. Jahrhunderts übermäßig vielbeachteten Gebiete der epischen Prosa. — Die vier letzten Kapitel von Band XII gelten der mächtigen religiösen Bewegung um die Mitte des Jahrhunderts, die in der Geschichte unter dem Namen The Oxford Movement (Die Oxford Bewegung) bekannt ist, anderseits dem Erstarken der liberalen Theologie innerhalb der englischen Staatskirche, den Vertretern der kirchlichen Geschichtschreibung, endlich den Philologen, Archäologen, Orientalisten und Bibliographen von Namen. Band XIII wird eröffnet mit einer geistvollen Würdigung Carlyles, dieser „größten moralischen Kraft in der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts“, wie sein Biograph J. G. Robertson sich etwas stark panegyrisch ausdrückt. Es folgen die drei Dichter-Brüder Alfred, Charles und Frederic Tennyson, dann der mystisch gerichtete Robert Browning und seine ihm geistesverwandte Gemahlin Elisabeth Barrett-Browning, die ebenso wie Matthew Arnold, Arthur Hugh Clough, James Thomson, zu der vielbesprochenen Gruppe der Präraphaeliten überleiten, einer brüderlichen Vereinigung (Pre-Raphaelite Brotherhood) von Künstlern und Dichtern,

deren hervorragendste Vertreter Dante Gabriel Rossetti, seine Geschwister William Michael und Christine Rossetti, William Morris und Swinburne waren. Ihnen standen zeitweilig nahe John Keble, Newman, Faber, Charles Mackay, dann namentlich Coventry Patmore. In weiteren zwei Kapiteln befassen sich Saintsbury mit der Prosodie und Harold Child mit dem Drama des 19. Jahrhunderts. Dann folgen, vorzüglich charakterisiert, die zwei großen Humoristen Thackeray und Dickens, die Vertreter des politischen und sozialen Romans Disraeli, Charles Kingsley, Mrs. Gaskell, George Eliot, die berühmten Romanautorinnen Charlotte und Emily Brontë, eine Reihe von weniger bekannten Romanschriftstellern, endlich drei bedeutendere Dichter des ausgehenden 19. Jahrhunderts: George Meredith, Samuel Butler der Jüngere und George Gissing.

Der sehr umfangreiche Schlußband ist überwiegend der Literatur im weiteren Sinne eingeräumt und wird durch die Kapitelüberschriften in seinem Inhalt genügend gekennzeichnet: Philosophen; Geschichtsschreiber, Biographen und politische Redner; Kritische und verschiedenartige Prosa; Das Wachstum des Journalismus; Karikaturen- und Sportliteratur; Reiseliteratur; Wissenschaftliche Literatur (Physik und Mathematik, Chemie, Biologie); Anglo-irische, Anglo-indische, Englisch-kanadische Literatur; Die Literatur von Australien und Neuseeland; Südafrikanische Poesie; Erziehung; Veränderungen der Sprache seit Shakespeare. Ein kurzes Nachwort mit den Anfangsbuchstaben der Namen von den beiden Hauptleitern gezeichnet, ein etwa 180 Seiten umfassendes bibliographisches Verzeichnis, die übliche Geschichtstafel und ein genaues Namenregister bilden den Schluß dieses dickleibigsten aller 14 Bände und damit auch des ganzen Werkes, da der Plan, noch zwei Supplementbände mit Proben aus den poetischen Erzeugnissen der großen englischen Geistesführer herauszugeben, augenscheinlich fallen gelassen wurde.

Das 20. Jahrhundert ist nicht mehr in den Rahmen der Darstellung einbezogen, und selbst Dichter, die mit den Werken ihrer Frühzeit noch dem 19. Jahrhundert angehören, werden nur gelegentlich erwähnt; eine spätere Zeit mag ihr Schaffen würdigen und über ihre menschlichen und künstlerischen Vorzüge und Mängel ein Werturteil fällen. Diese Auffassung hat viel für sich; denn jeder Fachmann weiß, daß eine völlig objektive, von zeitgenössischen Modeströmungen unbeeinflusste Kritik über noch lebende Literaturgrößen eine äußerst schwierige Sache ist.

Das Streben nach Unparteilichkeit und gerechter Einschätzung der so verschiedenartigen, ungleichwertigen Erscheinungen auf dem ganzen aus-

gedehnten Gebiet der englischen Geistesgeschichte macht sich sonst, wie schon zu Anfang angedeutet, hier durchweg recht wohlthuend geltend. Das hindert natürlich nicht, daß der eine odere andere dieser Herren Gelehrten gelegentlich Ansichten und Urteile äußert, die einer genauen Prüfung doch wohl kaum standzuhalten vermögen. So kann man, um nur noch einen Fall aus den eigentlichen literarischen Würdigungen herauszugreifen, die Charakteristik, die Saintsbury — neben Harold Child der kenntnisreichste, hervorragendste literarhistorische Mitarbeiter an dem Werk — von dem irischen Freiheitskämpfer Thomas Moore entwirft, nicht gut ohne Widerspruch hingehen lassen. Um gerade die schönsten von Moores Schöpfungen, seine „Irish Melodien“ und die übrigen patriotischen Dichtungen, richtig einzuschätzen, ist es einfach unerläßlich, daß man zum Verständnis der irischen Volksseele vorzubringen sucht und das Ungeheure, was diese niedergetretene Nation in den Jahrhunderten brutaler Unterdrückung unter Heinrich VIII., Königin Elisabeth und dem Blutmenschen Oliver Cromwell und noch tief ins 19. Jahrhundert hinein gelitten hat, als gewichtigen Faktor bei der Würdigung in Rechnung stellt. Das hat Saintsbury offenbar nicht getan, sonst könnte er unmöglich dem irischen Dichter die poetisch fruchtbare Leidenschaft (passion) absprechen und ihm nur Gefühl oder Empfindsamkeit (sentiment) zuerkennen. Im übrigen wird man gerne zugeben, daß Saintsburys Auffassung immerhin einen Fortschritt gegenüber den verständnislosen Urteilen anderer Literaturhistoriker bedeutet; denn fast ein halbes Jahrhundert hindurch war Moore, der sich zu Lebzeiten einer vielleicht beispiellosen Volkstümlichkeit erfreute, nach der Meinung englischer Kritiker lediglich „ein kleiner toller Sänger“ (a little giddy bard), den man, wenn überhaupt, nur noch mit Geringschätzung nannte.

Verhältnismäßig wenig Anlaß zu ernstlichen Aussetzungen gibt die Behandlung von philosophischen, geschichtlichen oder literarischen Erscheinungen, die ins religiöse Gebiet hinübergreifen. Obwohl die einzelnen Mitarbeiter wahrscheinlich in ihrer Mehrzahl dem anglikanischen Bekenntnis angehören, stoßen wir Katholiken doch nur selten auf Stellen, die unser religiöses Fühlen und Denken verletzen oder unangenehm berühren. Selbst ein so schwieriges Thema wie die Orforder Bewegung um die Mitte des 19. Jahrhunderts wird von dem Archidiacon W. H. Putton mit unleugbarem Gerechtigkeitsfönn und taktvoller Mäßigung behandelt. Puttons Urteil über Newman und andere Konvertiten lautet sehr anerkennend. Daß der Verfasser eine so markante Persönlichkeit wie Kardinal Wiseman

nur nebenbei erwähnt, wird man kaum tadeln können, da Wiseman als geborener Katholik mit jener großen Geistesströmung in keinem direkten Zusammenhang stand. Allerdings hätte Wiseman an anderer Stelle eine eingehende allseitige Würdigung verdient. Auch die Essays über Robert Browning und seine Frau Elisabeth, über die Geschwister Rossetti, über William Morris, Swinburne und andere führende Persönlichkeiten ausgesprochen mystischer oder selbst katholischer Richtung sind frei von unsachlichen Ausfällen gegen katholische Ideen und Anschauungen. Im übrigen verdienen die Werke dieser Schriftsteller und Künstler auch von unserem Standpunkt aus gewiß kein uneingeschränktes Lob, sondern nicht selten eher Ablehnung oder wohlbegründeten Tadel. Unsympathisch berührt dagegen die anscheinend tendenziöse Huldigung, die W. L. Young dem Schüler Voltaires und Vorkämpfer des populären Darwinismus Samuel Butler d. J. spendet (Bd. XIII 449—455).

Mancherlei wäre gegen die beiden ersten Kapitel von Bd. XIV zu erinnern, stehen doch die Namen einer ganzen Reihe von den hier besprochenen Geistesgrößen (John Stuart Mill, Herbert Spencer, Darwin, Huxley, Macaulay, Froude, Daniel O'Connell, Benjamin Disraeli u. a.) im Zeichen des lebhaften Widerspruchs der Meinungen und Urteile. Doch im ganzen ist auch da das ernste Streben nach einer ruhig abwägenden, leidenschaftslosen, sachlich gut fundierten Würdigung nicht zu verkennen, und die abweichende Ansicht in manchen Punkten wird den anders urteilenden Kritiker nicht hindern, die große, verdienstliche Arbeit, die gerade in diesen zwei Beiträgen von den beiden Referenten (W. R. Sorley und Sir A. W. Ward) geleistet wurde, dankbar anzuerkennen.

Von hohem Wert für jeden Fachmann und schließlich auch für jeden ernster angelegten Leser ist das ungewöhnlich umfangreiche bibliographische Verzeichnis, das den einzelnen Bänden beigegeben wurde. Es umfaßt durchweg etwa 100 Druckseiten, in einigen Bänden sogar noch erheblich mehr. Die literargeschichtlichen Tafeln (Tables of principal dates) und die sehr zuverlässigen Namenregister sind weitere besonders kostbare Beigaben und erleichtern die Durchsicht der stattlichen Bände, die sich bei aller anerkennenswerten Klarheit und flüssigen Art der Darstellung doch nicht so bequem wie etwa ein leichter Unterhaltungsroman aus der Tauchnitz Edition lesen, ganz bedeutend.

Völlig frei von Mäcken und Versetzen blieb trotz der vielen darauf verwendeten Mühe und Sorgfalt auch dieser wissenschaftliche Apparat nicht,

wie denn überhaupt in einem Werke von so ungewöhnlichen Dimensionen und bei der Zusammenarbeit vieler die Zeichen der allgemein menschlichen Beschränktheit und Schwäche am allerschwierigsten zu vermeiden sind. Darüber haben sich die Leiter des Unternehmens von Anfang an keiner Täuschung hingegeben, und es klingt wirklich nicht wie ein selbstgefälliger Triumphgesang, wenn sie in einem kurzen Epilog ihre sehr sachlich und schmucklos gehaltenen Ausführungen mit dem Satze beschließen: „Wir übergeben dieses Werk der Öffentlichkeit — so weit vollendet, als in unserer Macht stand — mit dem klaren Bewußtsein der Unvollkommenheiten, die ihm anhaften, aber auch in der Hoffnung, daß es bis zu einem gewissen Grade von dem Interesse Zeugnis geben wird, das unser Zeitalter und unser Land einem ihrer edelsten Vermächtnisse entgegenbringen.“

Manche andere Gelehrte hätten für das Schlußwort zu einem so großangelegten, erfolgreich zu Ende geführten literarischen Unternehmen vermutlich kühnere Redewendungen, glänzendere Phrasen, stärkere Ausdrücke gefunden. Daß die Autoren der Cambridge History of English Literature von ihrer eigenen mühevollen Arbeit so bescheiden denken und in so prunkloser Sprache reden, erhöht nur die Achtung vor ihnen selbst und bestärkt den Leser in der Überzeugung von der wissenschaftlichen Gediegenheit ihres, bei manchen Unebenheiten im einzelnen, als Gesamtleistung betrachtet überaus verdienstvollen, herrlichen Wertes.

Mois Stockmann S. J.